

Alexander SCHUBERT – Der Digital Native

Die schönste und überraschendste Charakterisierung von Alexander Schubert gelang dem australischen Komponisten Matthew Shlomowitz, der nannte seinen deutschen Kollegen mit dem verpflichtenden Namen einen „Romantiker“. Schuberts Bild- und Klangwelt ist frontal, häufig brutal und immer hoch getaktet und höchst energetisch. Romantik stellte man sich anders vor. Der Komponist selber nennt sich einen „Digital Native“, der in den Kategorien der technischen Welt denkt; sein Hausinstrument ist nicht das Klavier, sondern der Computer. Auch das klingt nicht im landläufigen Sinne romantisch. Erst wenn man Schubert nicht nach den Mitteln, sondern nach der Absicht seiner Kunst fragt, kommt man dem „Romantiker“ auf die Schliche: Dem 1979 im Bremen geborenen Multimedia-Komponisten geht es um Intensität, um sensorische Überwältigung. Die Reizflut von Schuberts Kunst soll „aufreißen“, „an etwas herankommen“, „Barrieren wegreißen“, „zum Kern vorstoßen“ (Schubert). Mit der Akribie eines Ingenieurs realisiert er Medienkunst, die in ihren intensivsten Momenten im Wortsinne „mind blowing“ ist.

Als Urszene steht hinter dieser Kunst nicht das einträchtige Musizieren in der Kammer oder das andächtige Lauschen im Konzertsaal, sondern die von Licht, Klang und Bewegung induzierte Ekstase im Club. Schuberts Musik ist eminent körperlich; Körperlichkeit zu unterstreichen, nennt der Komponist sein „Hauptthema“. Bisweilen rüstet er dafür seine Interpreten sogar zu Cyborgs auf, indem er sie mit Sensoren verkabelt, die ihre Bewegungen in Steuerimpulse für Klangaktionen und Live-Elektronik umwandeln. Doch so augenfällig die Rolle der Technik in Schuberts Arbeiten ist, der Bedeutung nach bleibt sie ein pragmatisch gehandhabtes Mittel zum Zweck: „Ich freue mich dann, wenn die ganzen technischen Dinge, die Hardware in den Hintergrund rücken.“ Sein ästhetisches Ideal im Umgang mit Technik sei, so paradox das scheint: „Natürlichkeit“. In einer Zeit, in der Technik und Medien uns zur zweiten Natur geworden sind, ist Schubert, was Shlomowitz einen „romantischen Postmodernisten, oder besser, einen post-porno, digital, hip, trash Romantiker“ nennt.

Seine musikalische Heimat sieht Alexander Schubert im „unakademischen Experimentalbereich“, Stile wie Free Jazz, Noise und experimentelle Elektronik hätten ihn geprägt. „Das hört man meiner Musik auch an.“ (Schubert) Freie Improvisation und die technische Weiterverarbeitung von Klangmaterial seien seine bevorzugten musikalischen Betätigungsformen. Schon von den ersten Aufnahmen, die er als Teenager mit seiner Gitarre einspielte, sagt Schubert: „Ich hab’ sofort angefangen, die aneinander zu schnibbeln.“ Sampling ist für den „Digital Native“ ebenso elementar wie Tonleitern spielen für Pianisten: „So mit Material zu arbeiten, ist, was ich, seit ich meinen ersten Computer bekommen habe, immer gemacht habe.“

Alexander Schuberts kompositorischer Stil erscheint als konsequente Fortentwicklung dieser Anfänge. Nach einem Studium der Bioinformatik entschied er sich für den Studiengang Multimediale Komposition in Hamburg. Erst im Zuge dieses Studiums habe er, der von der Improvisation geprägt war, sich mit dem Konzept der Notation auseinandergesetzt. Das Ziel dabei: Die Qualität der Improvisation in komponierte Musik zu überführen, also deren Intensität und Spontaneität zu bewahren und doch den Verlauf in der Zeit – und auch das Zusammenwirken mit anderen Medien – konsequent zu strukturieren.

In „Hello“ für eine beliebige Gruppe von Instrumenten, Video und Live-Elektronik von 2014 (> siehe mp4) treibt Schubert mit der Organisation mehrerer Medien ein amüsan-ironisches Spiel. Klangereignisse sind in der Partitur durch grafische Symbole vertreten. Wann ein Klang eintritt, ist rhythmisch exakt notiert und synchronisiert mit dem Video auf der Leinwand hinter den Interpreten. Auf dem Video ist zu sehen, wie der Komponist in seinem Wohnzimmer eine Choreografie von Gesten (Klatschen, „Brille aufsetzen“ u.a.) aufführt. Die Zuordnung der Klänge zu bestimmten Symbolen und Gesten bleibt den Interpreten überlassen. Partitur und Video geben nur ein Raster zeitlich strukturierter Ereignisse vor, das unter Verwendung stilistisch verschiedenartigster Samples „vertont“ werden kann. Es bleibt also Raum für Improvisation, doch die muss auf den Sekundenbruchteil genau sitzen. Die Version des von Schubert mitbegründeten Decoder

Ensemble bewegt sich in der Free Jazz-inspirierten Klangwelt des Komponisten, frech, prägnant, zu guter Letzt brutal intensiv; die Realisation durch die Saxophone des Quasar Quartet, in dessen Auftrag das Werk geschrieben wurde, fällt ungleich sanfter aus.

Das einfachste Verhältnis von Geste und Klang ist dabei die Deckungsgleichheit: Ein Klatschen im Bild entspricht einem exakt synchronen Klatschen in der Musik. – Ein Großteil seines Unterhaltungswertes verdankt „Hello“ solchem „Mickey-Mousing“. Später im Stück erscheint auf der schwarzen Leinwand der Schriftzug „Jazz“; und das Decoder Ensemble entscheidet sich, dies beim Wort zu nehmen. Der Wiedererkennungswert gewährt hier ein elementares Vergnügen. Eine erste ironische Pointe setzt der Decoder Pianist dagegen bei Sekunde 47, wenn er dem Gitarre spielenden Komponisten auf dem Video einen Klavierakkord unterschiebt. Gut drei Minute lang werden diese Möglichkeiten des Klang- und Gestenmaterials exponiert und durchdekliniert. Dann scheint sich die Systematik des Ansatzes für den Komponisten erschöpft zu haben: Der Video-Schubert rennt aus dem Haus und verschafft sich mit einem pubertären Klingelstreich bei Nachbarn ein wenig Abwechslung. Auch eine Art „Hallo“ zu sagen. Im extrem dichten Finale furioso von „Hello“ treibt der Komponist das Spiel mit der Deckungsgleichheit von semantischer und medialer Ebene dann auf die Spitze: Die Bilder zeigen zunächst ein „Making-of“ von „Hello“, wir schauen dem Stück bei seiner Entstehung zu, bis sich schließlich bei Minute 10:30 der Video-Schubert direkt an das Publikum wendet, um ganz genau zu erklären, was nun in den letzten Sekunden folgen wird. Genau so läuft der Klang- und Bildertaumel dann ab. Mit „Hello“ ist das Genre des Künstlerselbstportraits im Multimedialzeitalter angekommen; in diesem animierten und vertonten Selfie wird das Spiel mit dem Wiedererkennen selbst zum Thema des Stückes.